

Anja Kampmann

Wir sind hier

Rede an den Abschied  
und eine zerteilte Jungfrau

Man sollte meinen, es sei leichter, eine Abschiedsrede zu schreiben als eine, mit der man sich vorstellt; man weiß, mit wem man es zu tun hat, man hat Dinge erlebt und kann sie teilen, und das ist schön so.

Aber in diesem Jahr, meine Damen und Herren, war alles anders. Nicht nur für mich, da bin ich sicher, und so denke ich seit Tagen darüber nach, wie ich mich verabschieden kann, obwohl Bergen-Enkheim, das Stadtschreiberhaus jetzt im Juli, erst seit einigen Wochen richtig in Gang gekommen ist. Sogar einzelne Flugzeuge hört man wieder. Das Amt, zu dem Sie mich großzügig eingeladen haben, konnte ich nur zum Teil erfüllen. Drei Monate konnte ich gar nicht ins Haus kommen, in Leipzig war es verboten, sich von seinem Wohnsitz weiter als zwei Landkreise zu entfernen, und als ich wiederkam, war das Frankfurt, das für mich zuvor noch immer zu entdecken war, auch ein anderes geworden.

Der Abschied ist ein Moment, in dem man sich erhebt, wie in der Wetterau die Falken über dem überreifen Korn, man steht und rüttelt, und die Bilder ziehen vorbei, man blickt auf das, was war (selbst der Trinker kennt diesen Moment noch, wenn im Suff die Nostalgie kommt, und jeder Reisende, der lange auf eine Landschaft schaut) – der Abschied ist für Schriftsteller vielleicht eine eingeübte Erfahrung, denn immer tritt man einen Schritt zurück, immer ist jenes Bild, das man findet, ein Abschied von der lebendigen so viel größeren Wirklichkeit. Und zugleich ihre Verdichtung.

Aber in diesen unruhigen Monaten wäre es vielleicht nicht ganz richtig, würde ich nur über mich schreiben, Erdbeeren, die prächtigen Kirschbäume, die mich an Tschchow denken ließen, und an Béla Hamvas, den wunderbaren ungarischen Essayisten, der in seinem Rückzugsort Szentendre entgegen allem politischen Druck so schön über den »roten Monat« geschrieben hat. Frankfurt, pompös angestrahlt in der Abendsonne, vom Mainufer aus gesehen. Der Lohrberg, Apfelwiesen im Herbst, überreife Pflaumen, der Geruch von Obst auf den Hängen und der Nebel über dem Wald, Spaziergänge, Gespräche. Erkundungen entlang von Main, Rhein und Hauptbahnhof, Tage, Nächte. Auf welchen Straßen man im Schneeregen ging, mit hochgezogenen Schultern. Was ist zu berichten? Das Lachen mit Menschen, die eben noch fremd waren, und dass es mir schwerfallen wird zu gehen – selbst das scheint noch zu früh.

Mein Abschied fällt in eine Zeit der Unsicherheit, in der Restaurants und Hotels um ihre Existenzen bangen, in der das schwervermisste Schauspiel Frankfurt vor zwanzig Leuten spielt und in der die Flugzeuge auf dem Rollfeld geparkt sind wie auf einer Modelleisenbahnplatte, die einem Kind gehört, das zu krank ist oder zu lustlos, um zu spielen.

Für uns alle war und ist es eine Zeit des Sehns, man streckt die Fühler aus und vermisst: die nahen Menschen, das Wiedersehen unter Freunden, die Veranstaltungen, die Kultur. Man hört zu viel darüber, wie Menschen im nahen Umfeld aller Wind aus den Segeln genommen wurde. Madrid, wo ich noch Anfang März war, hat sich innerhalb von Tagen verwandelt, und in Spanien, Italien und anderen Ländern Europas ist man einmal mehr auf ein gemeinsames Handeln angewiesen. Mieten können nicht gezahlt werden, Jobs stehen auf dem Spiel. Bekannte sind in fernen Ländern gestrandet. Man kann jungen Eltern zusehen, die in ihren Stadtwohnungen den Kindern hinterherräumen, während Spielplätze gesperrt sind und ihre Arbeitsplätze zwischen Brotkrümeln, Playmobil und Matheunterricht im Videochat komplizierter geworden sind denn je. Man kann die Wirtschaftsteile der Zeitungen durchblättern, die Commerzbank in Frankfurt mit 11000 Mitarbeitern vor Ort kopflos, und wo die tickenden Barometer der Fallzahlen sich beruhigen, folgt das Getöse existenzieller Ängste bei Musikern, Kulturschaffenden und eben Hoteliers, Startups, Restaurant-, Kino- und Clubbesitzern ... Institutionen wie die Buchmesse werden abgesagt oder sehr verschlankt, Messebauer, Schausteller, die Damen und Herren, die Ihnen Liebesäpfel verkaufen oder die Chips für den Autoscooter rausgeben, sie alle sind in diesem Juli an einem ganz anderen Ort als noch Anfang März, und auch Frankfurt ist ein anderer Ort als Anfang März.

Wovon also Abschied nehmen? Es scheint nicht die Zeit zu sein, in der ich Ihnen berichten sollte, von der Faszination, die Ihre Stadt auf mich auszuüben begann oder von dem Moment, in dem meine Nichte im Lesesessel von Wolfgang Koeppen Verstecken spielte. Die Stadtmauer und der Innenhof, die mich aufnahmen, als ich das erste Mal wieder hier war, auch etwas abgekämpft, nachdem sich das Jahr mit allen Plänen umgestülpt hatte – selbst der Kalender, stellte ich fest, war immer noch da – auch wenn das Zeitmaß seine Gültigkeit eingebüßt hatte, was man eintrug in diese Zeilen und Tage glitt ab – fast fühlte es sich so an, als sei es naiv gewesen, sich je so viel vorzunehmen.

Aber doch: es ist der Moment. Zu schreiben, zu sprechen, zu erzählen. Der Moment, um den Lärm in Musik zu verwandeln. Denn nichts anderes kann Literatur.

Wir haben gelernt, uns mit unserem Sehnen, unserem Hoffen und dem, was uns im positiven Sinne ausmacht zu schützen. Wir ziehen uns zurück wie die Tiere vom freien Feld ins Baumlohhohl, gleich hinter Bergen, zwischen den Feldern, und wir, die Träumer und Denkerinnen, die Leserinnen, die vom Alltag Müden und die Neugierigen, die Literatinnen und die Liedermacher und die Schuster für die Wege, die da kommen, sagen einmal mehr, dass Geschichten und Poesie nie Nebenprodukt sind, nie allem anderen nachgeordnet, sondern im Gegenteil: der Raum, der uns daran erinnert was es heißt, lebendig zu sein, zu sehnen, zu träumen.

Die Musik gegen den Lärm der Nachrichten.

Wie viele Geschichten kennen Sie, in denen jemand über knackendes Eis rennt? Oder von einer Abhankante stürzt? Wie viele Bilder hat man dazu im Kopf, zwei Hände, die sich halten, zappelnde Füße über einem Abgrund? Es sind Geschichten, oft nicht die besten, aber sie berichten von Schwierigkeiten und sie enden nicht

einfach, sondern irgendwie geht es weiter. Man findet einen Umgang, sogar mit dem, was im Grund nicht zu ertragen ist.

*Der Lärm der Zeit*, das wunderbare Buch von Julian Barnes aus dem Jahr 2016 hebt die existentielle Angst eines Komponisten auf eine ganz andere Ebene – Nacht für Nacht steht er am Fahrstuhl, innerlich bereit, vom Politbüro abgeholt zu werden, innerlich bereit, sich einer Macht zu ergeben, die ihn jederzeit herausreißen kann, ihn seiner materiellen Existenz berauben wird, aber die ihn und seine Musik tags nicht erreicht – die ihn eingrenzt, aber ohne ihn innerlich eng werden zu lassen. Der Abgrund, der äußere Abgrund ist so real, dass die Stärke Schostakowitschs, denn um diesen Komponisten geht es hier, die Kraft, seine innere Welt dagegen zu behaupten, fast unmenschlich erscheinen muss. Seine Familie soll nicht wissen, dass er nachts an diesem Fahrstuhl steht, er ist vorbereitet, aber er will ihr jeden Schmerz ersparen.

Es ist unmöglich, ein Gedicht oder eine Geschichte zu schreiben ohne einen Schimmer von Hoffnung. Selbst wenn alles vor die Hunde geht, hat man eine Vorstellung davon, was fehlt, was zu bewahren gewesen wäre.

Der Abgrund als Schlucht ist fernsehtauglich, weil er ein gutes Bild gibt, aber der Abgrund der Literatur ist uns näher und ist bedrohlicher und interessanter, weil er überall klafft.

Der größte Abgrund in der Dichtung ist der *Würfelwurf* Mallarmés, ein Abgrund, über den sich so zart die Wörter spannen, ein Abgrund der sichtbar ist und den es jeden Moment gibt, wenn man die Aufmerksamkeit einmal darauf richtet. Hat man ihn einmal erblickt, kann man nie wieder so tun, als hätte es ihn nicht gegeben. Und dabei sagt er auch: den Abgrund kann man zeigen, und indem man dies tut, indem er auf der Seite klafft, wird er doch überbrückt, nur eben nicht lückenlos.

In einem kurzen Text von Günter Kunert, dem ehemaligen Stadtschreiber, der zu meinem (und wohl unser aller) Bedauern im letzten September verstorben ist, geht es um eine »zersägte Jungfrau«. Wir alle kennen das Bild vom Rummel oder aus dem Zirkus, und Kunert beschreibt den Vorgang so:

»Der längliche Kasten, immer an einen Sarg gemahnend, wurde auseinandergeschoben, nach links die Beine, die zum Zeichen ihrer Lebendigkeit zappelten, und nach rechts der Kopf, mit freundlichem Lächeln den Beifallklatschenden zugewandt.«

Günter Kunert entlarvt diesen Zaubervorgang – und lässt uns dabei ein wenig an Kafkas Zauberkünstler denken: von Anfang an, so Kunert, handelte es sich um eine geteilte Person, »ich könnte mich selber zur Verfügung stellen, denn meine Beine sind woanders als mein Kopf, und er und sie streben ständig weiter auseinander.«

Ein wenig von diesem Auseinanderstreben war wohl überall zu spüren in diesem Frühjahr, für mich vor allem auch in Frankfurt, zwischen dem Bild von Frankfurt, das ich hatte, und der Stadt, die da nun lag, ein wenig verborgen in sich selbst, zumindest was die Nacht- und die Kulturseite betrifft, aber auch die Büros, hört man, stehen leerer als sonst. Über Silvester waren Freunde hier im

Stadtschreiberhaus, wir machten Feuer im Hof und alle schliefen in den kleinen Kammern, schafften es, sich nicht auf der engen Treppe die Ohren zu brechen; wir blieben einige Tage und vereinbarten, im Frühjahr wiederzukommen, um mehr von Frankfurt, auch bei Nacht, kennenzulernen. Dann kam der März. All unsere Vorhaben zappelten weiter auf dunkler Bühne wie die Füße der zersägten Jungfrau, und niemand sah hin. Wir waren drinnen. Wir blieben drinnen. Jeder an seinem Ort.

Innerlich mussten wir alle erstmal diese Brücke schlagen, der äußere Stillstand durfte einen nicht innerlich lähmen, und zugleich fährt die Sprache an diesem Bruch entlang wie über die scharfe Kante von einem abgebrochenen Zahn.

Aber wie geht es Günter Kunert mit dem zweigeteilten Wesen der Jungfrau?

»Ich wollte, ich könnte mich an einem neutralen Ort wieder zusammenfügen, aber der Zauberkünstler, ein hoher Beamter vermutlich, lässt mich nicht frei, meine Lage ist hoffnungslos, und das verursacht wohl, und das erfordert wohl, daß ich jenes erforderte Lächeln für das Publikum partout nicht zustande bringe.«

Das Schreiben ist von jeher eine Erfahrung, die zwischen beidem angesiedelt ist, zwischen Sehnen in eine Zukunft und Erinnern an Vergangenes, in beide Richtungen dehnt sich die Zeit, und dazwischen liegt der zweigeteilte Kunert, liegt die zweigeteilte Kampmann, liegt ein jeder von uns, bemüht, die Kräfte auszubalancieren, die ihn oder sie zusammenhalten oder zu zerreißen drohen.

Obwohl die meisten von uns solche oder ähnliche Erfahrungen in letzter Zeit gemacht haben dürften, ist es keine Zeit der Innerlichkeit, im Gegenteil. Die Außenwelt scheint mächtiger denn je: Akteure an den Börsen, Politiker, denen wir unsere Stimmen gegeben oder vorenthalten haben. Die Chefs, die Transportketten. All das. Zugleich sind wir mehr denn je diese zersägte Jungfrau. Der Kopf ist an einem anderen Ort als die Füße. (Der Abgrund tut sich mitten in uns auf. Als Erwartung, die nicht erfüllt wurde, als Furcht oder Verlangen.)

Und so ist es auch mit dem Abschied. Ich schreibe jetzt vom Abschied, obwohl ich noch mit beiden Füßen hier in Bergen-Enkheim bin. Mein Kopf ist weit oben und schaut hinunter: was werde ich gesehen haben?

Vielleicht setzt man sich in Beziehung zu etwas, und schreibt ein Gedicht wie ein Lied, und dieses Lied ist eine Art Sprengmaßnahme, so wie sie Hugo Ball vornahm, um gegen jedes Erkalten vorzugehen, gegen das umhüllende Vokabular unserer Selbsterzählungen. Von Hugo Ball lernen wir eine unmittelbare Wärme, und sie ist es vielleicht, die uns zersägten Figuren manchmal fehlt, denn diese Wärme ist es, die alle Teile wieder zusammenfügt. Wie in seinem Gedicht *Abschied*:

*Abschied*

Sag mir, dass du im Föhnwind dich sehnst Und dass du trauern würdest,  
Wenn ich ginge.  
Sag mir, dass diese Tage schön sind

Und dass du weinen wirst, Wenn ich nicht singe.

Sag mir, dass du dem Leben gut bist.

Sag meiner Stimme,

Dass sie nie verwehe ...

Und dass du heiter und voll frohen Mut bist, Auch wenn ich lange Zeit

Dich nicht mehr sehe.

Sag mir, dass ich ein töricht Kind bin, Und streichle mich, wie eine junge Meise. Sag

mir, dass ich zu dir zurückfind,

Auch wenn die Nächte dunkel sind, Durch die ich reise.

Ich bedanke mich für das Vertrauen, das Sie mir geschenkt haben, das ich spüren konnte bei der Arbeit an dem neuen Buch, und ich möchte Sie ermuntern, weiter daran zu glauben, dass die Arbeit, nahe am Abgrund, im Bereich der Sprache, in dem ungewohnten Bereich, wo ›Ich‹ immer mehrere sind, also minimum eine zerteilte Jungfer, dass diese Arbeit, auch wenn sie im Stillen vonstatten geht und nicht auf dem Dorfplatz ausgetragen wird, eine große Zuwendung ist zu den Menschen und ihren Geschichten.

Dann, wenn der Falke lange genug rüttelt, kommen diese Bilder wieder ins Offene, um sich Platz zu machen, im Bereich des Erzählens –

und es ist wertvoll, dafür einen Ort wie diesen zu haben.

Die Abgründe in meinem neuen Buch *Der Hund ist immer hungrig*, das ich Ihnen heute schon mitbringen wollte, das aber aufgrund des Virus' in den Februar verschoben wurde, sind oft alltäglich, in den Gedichten rumoren Möbelpacker, Angler, aber es gibt auch Norddeutschland, mit seinen Höfen und allen Widersprüchen, die auszuhalten waren, als ich noch sehr jung war. Alte Nazis und ihre Schatten, und in die Zukunft gedacht geklonte Polopferde und Spürhunde, all das, und im besten Falle verdichtet in die Leichtigkeit von einem Lied. Aufmerksame Leser werden auch ein paar Funken Bergen-Enkheim darin wiederfinden.

In seiner letzten Rede, der Zukunftsrede, stellt Roger Willemsen (der auch schon einmal hier vor Ihnen stand) die Frage, was man sagen wird, falls man fragt, »wer wir waren« – und das ist eine interessante Perspektive. Was werden wir sagen, wenn wir mal an dieses verrückte Jahr zurückdenken werden? Wie war es möglich, damals, in einem Haus am Berger Hang, dem ein schlafendes Frankfurt zu Füßen lag, eine Abschiedsrede zu schreiben, obwohl alles erst wieder beginnen wollte?

Als ich in das Stadtschreiberhaus kam, wurde ich oft gefragt, wie es sich zwischen den Echos all der Vorgänger leben lässt. Das war der Fokus; ein Haus mit einer langen langen Geschichte.

Und nun werde ich Ihnen doch noch von meiner kleinen Nichte erzählen, die im Lesesessel von Wolfgang Koeppen Verstecken spielte. Sie hatte eine Tischdecke, die sie sich ständig über den Kopf zog, um dann darunter hervorzuschauen. Ich sah nur das rosa Muster, abwechselnd mit ihrem Kopf, in dem blauen Sessel, und ich sah,

wie viel Freude es ihr machte. Und erst viel später, als ich hier tagelang in Arbeit vergraben war, fiel es mir wieder ein – dass es Koeppens Sessel war ... Und dass ich ganz vergessen hatte, an seinen langen freundlichen Schatten zu denken, dass es einfach ein blauer Sessel in der Ecke eines Zimmers war, bedeutete wohl, dass ich hier zum ersten Mal richtig angekommen war.

Vielleicht ist Abschied auch etwas Beiläufiges, Kleines, was nicht für die große Bühne taugt. Ein Abschied etwa, den man nimmt, während man zwischen den Feldern geht, irgendwo hier draußen, hinter dem Hang, und es ist Sommer, aber fast kalt, weil der Wind so stark ist:

*und abschied ist*

und abschied ist wenn man den wind nicht fangen kann und abschied wenn man vorwärts strauchelt lang bevor man weiß was man verlässt und auch wir beide du und ich was uns verließ nicht fassen können und abschied neben schulter hohem mais ein gang das rauschen aufgepeitscht von einer schweren wolke die nun langsam kommt.

Das einzige was fliegt, sind die Mücken, vielleicht acht oder neun. Ein unruhiger kleiner Schwarm, der sich wie ein Windspiel auf und ab bewegt, dahinter der Ginkgo, und der Mond kommt ums Eck und blickt – ohne das störende Gewirr der Flugzeuge – hinunter auf den größten deutschen Verkehrsflughafen. Wie dicke weiße Schwäne auf einem vermodderten Teich schlafen die Jets auf der Landebahn, das Gefieder glatt, kein übermäßiges Licht, kein erleuchtetes Feld – ein irritierender Eindruck, der Blick gewöhnt sich nicht so schnell daran, etwa so, wie wenn man an einem hellen Sommertag vom offenen Feld in den Wald läuft; auf einmal wirken die Schatten übermäßig dunkel, und kühl.

Etwas weiter in der Senke liegt Frankfurt und träumt. Der Himmel ist um ein paar Richtungen beraubt, die man einschlagen könnte, die einen fortbringen von hier. Es gibt das Stadtschreiberhaus, das nach innen in alle Richtungen geöffnet ist. Es gibt die Sätze, die wir uns sagen, und in jedem Satz den Abgrund, den wir überbrücken und der seinerseits so viel über uns sagt, über unser dummes Hoffen und Sehnen und das, was die Stille mit uns macht. – Für jeden ist es anders, statt der Flugzeuge tief über den Dächern vom Berger Hang kommen nun vielleicht die Erinnerungen, besteigt jeder sein eigenes Karussell, sehnt sich fort, macht Pläne, all das. Aber dazwischen, wenn man wieder nur vor sich hinschaut, tanzen die Fliegen vor dem Ginkgo im Hof und irgendwo rascheln die Blätter, ohne an den Herbst zu denken. Wir sind hier.

Enthalten in: **Stadtschreiberei. Von Anja Kampmann zu Anne Weber.** Verlagsbuchhandlung Bergen erlesen. Hg. von Anna Doepfner, Charlotte Brombach, Renate Müller-Friese und Ulrich Sonnenschein, Frankfurt am Main 2020, 64 S., ISBN 978-3-9822203-0-7. Erhältlich im Buchhandel und über *Bergen erlesen* (Tel.: 06109 50 90 199. E-Mail: [info@bergenerlesen.de](mailto:info@bergenerlesen.de))